



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Paris unter Louis Napoleon. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Paris unter Louis Napoleon.

1.

Ich kam nach Paris zum ersten Mal im August vorigen Jahres. Ich kam deshalb, da ich nur persönliche Eindrücke schildern will, keinen Vergleich anstellen zwischen der Vergangenheit und Gegenwart dieser vielbewegten Stadt.

Uebrigens brauchte man Paris nur aus den Zeitungen zu kennen, um auf den ersten Blick zu sehen, daß in den letzten Monaten ein gewaltiger Umschwung stattgefunden haben mußte. Ueberall, wohin ich kam, fand ich eine solche Theilnahmlosigkeit an Allem, was innerhalb und außerhalb Frankreichs vorging, daß mir das politische Treiben in Berlin noch frisch und lebendig dagegen erschien, obgleich sich über die Berliner Zustände ebenfalls wenig Erbauliches sagen ließ.

In Berlin hatte ich doch noch Ansichten gehört, wenn auch oft schiefe — ich hatte noch Leute gefunden, die sich schönen Hoffnungen hingaben, wenn ich auch diese Hoffnungen nicht theilen konnte; in Paris hingegen hörte ich weder Ansichten noch Hoffnungen äußern; in Allem und überall offenbarte sich die vollständigste Indifferenz.

Nur Eines vermochte die Leute noch aufzuregen und zu fesseln: die Nachrichten vom ungarischen Kriegsschauplatz. Aber auch dieses belebende Element wurde verschont durch die Schreckenskunde von Villagos, die alle Gemüther mit Behmuth und Trauer erfüllte.

Und so fand ich Paris in einer Stimmung, die mir unwillkürlich den Eindruck machte: diese Stimmung ist eine krankhafte, unnatürliche, und kann nicht von Dauer sein.

Es schien den Franzosen, mit welchen ich in persönliche Berührung kam, fast peinlich zu sein, daß ich ihre Stadt nicht früher gesehen und mein Urtheil nach den Zuständen der Gegenwart bilden mußte.

Es ergözte mich höchlich, bei jedem Besuche gleichsam eine Entschuldigung hören zu müssen für die abnorme Stimmung der Hauptstadt; etwa wie im deutschen Kleinstädterleben eine Hausfrau sich entschuldigt beim unerwarteten Besuch eines Fremden, über die im Zimmer herrschende Unordnung. So stolz ist der Franzose auf sein geliebtes Paris, daß er es fremden Augen immer nur im günstigsten Lichte zeigen möchte.

Aber obgleich ich täglich ein paar Mal die Worte hören mußte: „Was Sie jetzt sehen, ist nicht Paris!“ so gefiel mir doch was ich sah, sehr gut, und ich fühlte mich gleich am ersten Tage so heimisch und bekannt in der Stadt, als hätte ich schon Jahre lang dort gelebt. Nichts aber nuthet den Reisenden erquicklicher an, als ein schnelles Zurechtfinden, eine selbstständige Sicherheit in der ihn umgebenden fremden Welt, und das ist's wohl hauptsächlich, was Paris dem Auge

des Fremden so angenehm erscheinen läßt, daß man sich hier überall selbst eine Brücke der Verständigung schlagen kann und in jedem Namen, in jedem Plage, in jedem Denkmale, in jedem merkwürdigen Gebäude einen alten Bekannten wiederzufinden glaubt.

Dazu kommt die Bequemlichkeit der Einrichtungen, die Leichtigkeit und Freiheit des Verkehrs. Man unterhält sich, wo, wann und mit wem man will, und findet immer eine freundliche Antwort auf eine freundliche Frage.

Die Annehmlichkeiten des häuslichen Comforts der Nordländer und des öffentlichen Lebens der Südländer sind hier auf eine glückliche Weise vermittelt. Es herrscht ein gewisser geselliger Zusammenhang zwischen Haus und Straße, wie ich es sonst nirgends gefunden. Man lebt gleichsam auch innerhalb der vier Wände eines Gasthauses oder Café's, das Leben draußen mit. Die großen, schönen, tiefherabreichenden Fenster laden zur Aussicht ein, vom Suppenteller hinweg blickst du auf die Straße, und wohin dein Auge schweift, findet es Abwechslung im Genuß, und Genuß in der Abwechslung der vorüberschwebenden Bilder. Mit Wohlbehagen folgen deine Blicke dem leichten Gange der immer schmuck und zierlich gekleideten Frauen und Mädchen; mag auch, nach allgemeinem Dafürhalten, Schönheit des Gesichts unter ihnen so selten sein wie das, was man Tugend nennt, so bieten für den momentanen Genuß des Reisenden die fast durchgehends zierlichen Händchen und Füßchen doch ganz erfreuliche Anhaltspunkte.

An der Mannigfaltigkeit der Kleidungsformen bei Männern und Frauen bemerkst du bald, daß jener Zwang, den man Pariser Mode nennt, nirgends weniger heimisch ist als in Paris.

Und trotz der weitausposaunten Sittenverderbniß der weiblichen Welt von Paris, begegnest du hier nie jenen herausfordernden frechen Gesichtern, die in andern Städten so oft dein Auge beleidigen. Nur bei den abendlichen Belustigungen im Chateau rouge sieht man die Kleider der gelenkigen Tänzerinnen oft höher fliegen als nöthig ist.

Trinkst du nach Tisch deinen Kaffee im Freien vor einem der Café's der Boulevards, so klopf dir auch wohl eine hübsche Blumenhändlerin freundlich auf die Schulter, um dich zu erinnern, daß sie im Begriffe ist, dir ein Sträußchen in's Knopfloch zu stecken und einen Silberling aus deiner Tasche zu locken.

Aber alles das geschieht mit einer Grazie, daß du bei sehr übler Laune sein mußt, um böse darüber zu werden. Und bist du wirklich bei übler Laune, so kannst du das Lachen kaum unterdrücken, wenn du siehst, wie die schmucke Blumenhändlerin mit einem neben dir sitzenden, alten, ehrwürdigen Quäker noch neckischer umgeht als mit dir; wie sie ihm sanft die faltigen Wangen streichelt, trotz seiner abwehrenden Gesten; wie sie ihm zutraulich auf den Rücken klopf, trotz des Gefühls der Enttäuschung, das aus seinen Augen blickt — kurz, wie sie so lange mit ihm schäkert und scherzt, bis er endlich selbst zu lachen anfängt, oder

vor lauter Unmuth einen Blumenstrauß nimmt und ein paar Francs dafür hinwirft. Das schmucke Weib eilt weiter und beginnt mit einem Dritten ihr blumiges Spiel.

Wahrscheinlich verdient sie auf diese betriebsame Weise mehr damit als die weltbekannte Fiorina von Florenz, die ebenfalls umgeben jedem Fremden täglich Blumen in's Knopfloch steckt, oder auf's Zimmer bringt, ohne jedoch etwas dafür zu verlangen, sondern ruhig abwartend, daß der Fremde vor seiner Weiterreise freiwillig ihr eine kleine Belohnung für ihre gespendeten Sträußchen gebe.

Wenn du in Florenz über die Straße gehst, so kommt unversehens ein hübsches Weib auf dich zugehüpft, steckt dir ein duftendes Sträußchen in's Knopfloch und verschwindet sofort wieder, ohne nach Bezahlung zu fragen. Die Pariserinnen aber halten ihren Mann gleich fest und greifen nicht eher nach dem zweiten Sträußchen, bis ihnen das erste zehnfach bezahlt ist. Unter den schmucken Blumenhändlerinnen auf den Boulevards war eine, welche durch ihren Witz, ihre Schlantheit und lebenswürdige Unverschämtheit allabendlich die ganze Männerwelt vor den Café's in Bewegung setzte.

Am liebsten trieb sie ihr Spiel mit ernstern Engländern, und je steifer und grimmiger das von ihr zum Kaufen erlesene Opfer ausah, desto leichtfertiger sprang sie mit ihm um. Als sie einmal einen neben mir sitzenden, alten Engländer durch Schäkereien aller Art zum Kaufen eines Sträußchens bewogen hatte, und er ihr 10 Sous dafür auf den Tisch legte, schob sie das Geld zurück mit den Worten „Tenez, je n'aime pas les sous!“

„Mais vous aimez les sots?“ fragte ich lachend.

„Il y en a tant!“ entgegnete sie mit einem komischen Seufzer und streckte dann ihre schöne Hand nach dem Engländer aus, um mehr Geld zu erlangen. Der aber sagte ihr, wenn sie die 10 Sous nicht wolle, so möge sie die Blumen zurücknehmen; er habe nur noch Goldstücke bei sich.

„So geben Sie mir ein Goldstück!“

„Das wäre ein schöner Preis für ein paar halbwelke Blumen!“

„Ich werde Ihr Gold nicht behalten, ich will es unwechseln im Café.“

„Aber kann ich mich darauf verlassen?“ fragte er in etwas mißtrauischem Tone.

Statt aller Antwort warf sie ihm einen verächtlichen Blick zu, ließ ihm die Blumen und ging davon.

Er stand auf, holte sie ein und drückte ihr das Goldstück in die Hand und kehrte dann mürrisch auf seinen Platz zurück.

Nach ein paar Minuten kam sie wieder, zählte ihm das eingewechselte Silber vor, nahm ein Fünffrankenstück davon, kniff den Engländer in die Wange zur Strafe für sein Mißtrauen und verlor sich dann unter der Menge.

„Strange creatures, these french women!“ sagte der mürrische Alte, indem

er seine ausgerauchte Cigarre wegwarf, während ein — bei Einigen in Lachen ausartendes — Lächeln über die Gesichter aller Umstehenden schlich. . .

Spät am Abend verließ ich das bunte Treiben auf den Boulevards, um im Palaste des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten einem der seltsamsten Bälle beizuwohnen, deren Pariser Salons sich rühmen können.

Es war nämlich zur Zeit des Friedenscongresses, und Herr v. Tocqueville hatte die aus allen Himmelsstrichen in Paris versammelten Friedensapostel zu einem großen Balle eingeladen, bei welchem die Zahl der Gäste sich auf ungefähr zwei Tausend belief, da sich außer den Friedensmännern auch eine Menge Militärs, Beamte, Schriftsteller, Diplomaten und Tagesberühmtheiten aller Art eingefunden hatten.

Den Kern und die große Mehrzahl aber bildeten Amerikaner und Engländer mit ihren meist wundersam gekleideten Frauen und Töchtern.

Ich habe einmal ein gelehrtes Werk über die Costüme der germanischen und romanischen Völker gelesen, worin die Anfänge, Entwicklungen und Veränderungen unserer Trachten, seit dem frühesten Mittelalter bis auf den heutigen Tag, ausführlich geschildert und durch gelungene Abbildungen veranschaulicht werden. Man sieht darin unter Anderem, wie sich aus einem enganliegenden, auf Erwärmung des Leibes berechneten Unterkleide (dem *χιτων* des Homer und dem Archdak der Kaufastier nicht unähnlich) unsere jetzige Weste entwickelt, Zoll auf Zoll sich verkürzend, bis sie endlich aus dem Hococoschnitt des Jahrhunderts der Marquis auf ihren heutigen kleinen Umfang zusammenschrumpft.

Und wie ich meine Augen über die Ballgesellschaft in den Salons des Herrn v. Tocqueville schweifen ließ, tauchten unwillkürlich eine Menge Bilder aus jenem Werke vor mir auf, die mir vorkamen wie getreue Conterfei's vieler der hier versammelten Gäste.

Da waren Quäker mit Westen, die wenigstens bis ins achtzehnte Jahrhundert zurückreichten, mit Schnallenschuhen, wie man sie nur noch bei den Bauern in einigen norddeutschen Dörfern findet, und mit Fracks, welche deutlich die Epoche veranschaulichten, wo man zum ersten Male die Ausführung des unglücklichen Gedankens versuchte, den gewöhnlichen Rock in einen sogenannten Leibrock umzuwandeln.

Und eine Menge Damen bewegten sich um mich her mit flatternden Spizenfragen von solcher Ausdehnung, daß sie füglich als Ueberwurf hätten dienen können, wenn sie von anderen Stoffen gewesen wären. Die Trägerinnen dieser Kragen waren größtentheils Frauen und Töchter reicher Farmers aus dem Inneren Altenglands, die sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen wollten, auf einem Ministerballe all ihren mitgebrachten Puz auf einmal zu entfalten. Und gleich als ob sich Alle vorher verabredet hätten, durch Contrast zu glänzen, trugen die Mageren unter ihnen so enganliegende, lang herunterfallende Kleider, daß sie

aussehen wie zengüberhangene Röcke, während diejenigen, welche sich einer besseren Leibesbeschaffenheit erfreuten, den stärker ausgeprägten Theilen ihres Körpers durch die Kleidung noch ein künstliches Relief gegeben hatten, und umflattert von buntfarbigen Bändern, einherschwanften durch das Menschengewoge wie buntbewimpelte Schiffe mit vollen Segeln.

Nicht minder komisch, wenn auch weniger in die Augen springend als die Frauen, waren die Engländer vom Lande mit ihren kurzen Hosen und langen Füßen, ihren seltsam zugeschnittenen Fracks und hochauftretenden, ohreneinschneidenden Vatermördern. Am Nüchternsten nahmen sich die schwarzgekleideten Yankee's und am Behäbigsten die größtentheils wohlbeleibten Quäker aus, wovon die meisten helle Hosen und bis an die Knie reichende Gamaschen von gleicher Farbe, sowie grauseidene, breitkrämpige Hüte trugen, und durch dieses eigenthümliche Ballcostüm die Aufmerksamkeit der eleganten Franzosen in nicht geringem Grade erregten.

Während die abenteuerlich gekleideten Amerikaner und Engländer sammt Frauen und Töchtern in buntem Gedränge hin- und herwogten in den prachtvoll erleuchteten Salons, saßen zu beiden Seiten an die Wände gedrängt die Herren und Damen aus der französischen haute volée in gewöhnlichem Ballanzuge, und mancher fluge Blick, und manches spöttelnde Wort flog von Auge zu Auge, von Mund zu Ohr.

Frau v. Tocqueville, eine eben so feine wie geistreiche Dame, spielte die Wirthin auf die liebenswürdigste Weise, wozu bei den an sie gemachten Anforderungen wirklich eine seltene Geduld gehörte. Die Yankee's behandelten sie wie eine halbe Landsmännin und wollten ihr Alles erzählen, was seit ihrer Abreise Neues in Amerika vorgefallen war; bekanntlich war Hr. v. Tocqueville längere Zeit französischer Gesandter in den Vereinigten Staaten und wußte sich in hohem Grade die Zuneigung und Achtung der „free and enlightened citizens of the new world“ zu erwerben.“

Die Engländerinnen waren entzückt, mit Frau v. Tocqueville englisch sprechen zu können, und die arme Dame hatte wirklich einen schweren Stand, die Hunderte, welche sich zu ihr drängten, anzuhören, ihnen zu antworten und Jedem etwas Freundliches zu sagen.

Nachdem ich mir das bunte Treiben in den Salons etwas angesehen, ging ich mit einigen befreundeten Herren in den unmittelbar an das Palais stoßenden Garten, der in seiner feenhaften Beleuchtung einen gar lieblichen Anblick gewährte. Die duftigen Gänge waren von einer Menge Leute belebt, unter welchen sich viele Notabilitäten des Tages bemerklich machten.

Hier ging Bastiat mit Richard Cobden, in lebhaftem Gespräch begriffen, auf und nieder; dort unterhielt sich der berühmte amerikanische Agitator Elihu Burritt mit Francisque Bouvais über den von Girardin angeregten Plan, dahin zu wirken, daß der Zwangsdienst beim Militär aufgehoben und Niemand Soldat werde,

wer nicht eine besondere Neigung dazu in sich fühle. Victor Hugo, Cocquierel und H. v. Cormenin hatten mit noch einigen andern Herren eine Gruppe gebildet und sprachen, betrübten Gesichtes, über den traurigen Ausgang der Dinge in Ungarn. Ich wurde mit Fragen bestürmt, gleich als ob die Herren sämmtlich voraussetzten, ich müßte auf das Genaueste die Motive kennen, aus welcher Gorgey das Magyarenheer den Händen der Russen überantwortet hatte. Der Franzose springt leicht von einem Gegenstande zum andern, und so wurde denn, nachdem die ungarische Frage beseitigt war, über deutsche Zustände gesprochen.

Unsere Politik schien, nach der Ablehnung der Kaiserkrone in Berlin, den Herren kaum der Rede werth zu sein; das Dreikönigsbündniß betrachteten sie lediglich als den ersten Schritt der Rückkehr zum alten Bunde; über unsere großen Regierungen wurden Neußerungen gethan, welche ich keine Veranlassung fühle, hier zu wiederholen; alle dahin einschlagenden Neußerungen aber zeugten von so oberflächlicher Beurtheilung und solchem Mangel an Sachkenntniß, daß ich es nicht unterließ, in etwas besser motivirten Angriffen auf die französischen Zustände hinzuweisen und den Herren bemerklich zu machen, daß Deutschland durchaus keine Ursache habe, Frankreich um sein gegenwärtiges Glück zu beneiden.

Victor Hugo gab dem Gespräche eine andere Wendung, indem er rühmend hervorhob, daß kein anderes Volk in Europa sich einer so vielseitigen und alle Klassen durchdringenden Bildung erfreue, wie das deutsche Volk. Eben durch unsere staatliche Zersplitterung und durch unser fruchtbares Studium fremder Sprachen seien wir zu jener kosmopolitischen Richtung gekommen, deren Ausgangspunkt das Christenthum, und deren Ziel die Verbrüderung aller Völker der Erde sei.

Hiergegen erhob Hr. v. Cormenin lebhaften Einspruch. Sein französischer Stolz erlaubte ihm nicht, zuzugeben, daß die Deutschen den übrigen Völkern in Bildung voranstehen. Auch die Nothwendigkeit und der Vortheil der kosmopolitischen Richtung unseres Bildungsganges wollte ihm nicht einleuchten. „Welches Volk des Alterthums — rief er — hat uns so herrliche Denkmäler schaffender Geistesthätigkeit hinterlassen, wie die Griechen! Und war nicht das ganze Leben und Streben der Hellenen ein ausschließlich nationales? Galten ihnen nicht alle übrigen Völker als Barbaren? Sind nicht eben die alten Griechen bekannt wegen ihrer Unfähigkeit und Trägheit in der Erlernung fremder Sprachen? Wenn sich in Frankreich gleiche Erscheinungen zeigen, so entspringen sie — meine ich — aus gleichen Ursachen. Wir sind die Griechen der Neuzeit; — unsere Sprache ist so ausgebildet, unsere Literatur so reich, unser Geschmack so geläutert, daß jeder fremde Einfluß nur schädlich auf uns wirken könnte. Wir geben Gesetze, aber wir empfangen keine — wir sind das geistreichste Volk der Welt, und unser Paris . . .“

Hier wurde Hr. v. Cormenin fast gewaltsam durch Hrn. v. G. unterbrochen, der mich, unter dem Vorwande, mir etwas Wichtiges mittheilen zu müssen, bei Seite zog und sagte: „Ich konnte das nicht länger so anhören! Es thut mir in

der Seele leid, daß Sie einen unserer berühmtesten Männer in so schwacher Stunde gesehen haben; nie habe ich Hrn. v. Cormenin so taktlos sprechen hören, wie heute Abend; und es gibt Zeiten, wo er hinreißend im Gespräche ist, aber dann muß von Dingen die Rede sein, die mit seinem specifischen Franzosenthum nichts zu thun haben.“

Ich hatte schon am folgenden Tage Gelegenheit, mich von der Wahrheit der Worte meines Begleiters zu überzeugen und Hrn. v. Cormenin von einer vortheilhafteren Seite kennen zu lernen.

Doch ich glaube, es wird Ihnen angenehmer sein, wenn ich, statt fortzufahren in meinen Unterhaltungen mit den Pariser Tagesberühmtheiten, Ihnen zum Schluß dieses Briefes von dem ersten Besuche erzähle, welchen ich dem alten Westphalenkönig Jerome Napoleon im Invalidenhotel machte.

Wenn man den Haupteingang des riesigen Gebäudes durchschritten hat, führt linksab ein lustiger, geräumiger Corridor zu einer Glasthür, welche den Eingang zu der Vorhalle eröffnet, aus welcher man über eine breite Treppe zu den Gemächern des Gouverneurs hinaufsteigt. Im Vorzimmer forderte mir ein Lakai meine Karte ab, mit dem Bemerkten, er werde sehen, ob Monseigneur zu Hause sei. Nach einer Minute kam er zurück und führte mich rechts ab in ein Billardzimmer, wo außer dem Leibarzte Jerome's noch einige, auf Audienz wartende Officiere sich befanden. Die Herren ließen sich gleich sehr freundlich mit mir in ein Gespräch ein, kann waren jedoch ein paar der gewöhnlichsten Phrasen gewechselt, als die hohen Flügelthüren sich öffneten und ein junger, eleganter Mann mich bat, ihm zum Gouverneur zu folgen.

Nach Allem, was ich früher über die Person des alten Westphalenkönigs gehört, nach den Beschreibungen, die ich über ihn gelesen, wie nach den Bildern, die ich in Versailles und im Louvre von ihm gesehen, erwartete ich, einen dünnen, abgelebten, kränklichen Mann zu finden, um so mehr, da ich wußte, daß er in der letzten Zeit stark an der Cholera gelitten hatte.

Ich war daher nicht wenig erstaunt, einen ziemlich wohlbeleibten, behäbigen Herrn vor mir zu sehen, dessen ganze Erscheinung durchaus keine Spur von Altersschwäche verrieth. Nur das Auge erschien mir etwas matt, während die hohe, durch den haarentblöhten Borderkopf noch verlängerte Stirn, einen imposanten Eindruck machte. Er trug eine dicke, silberne Brille, wie man solche sonst nur auf der Nase deutscher Geheimräthe oder Professoren zu sehen gewohnt ist, und welche in ihrer massiven Gestaltung seltsam mit der abgerundeten, eleganten Einfachheit seiner Kleidung und Bewegungen kontrastirte.

Als ich in's Empfangszimmer getreten war, wo er, an einem Bureau sitzend, eben einige Papiere unterschrieb, winkte er, ohne aufzustehen, mir freundlich grüßend mit der Hand entgegen, und bat mich neben ihm Platz zu nehmen.

Nachdem die gewöhnlichen Einleitungsphrasen beseitigt waren, mußte ich ihm

ein Langes und Breites von Deutschland erzählen, und besonders von seinem lieben Hessenlande, an welches sich die glanzvollsten Erinnerungen seines Lebens knüpfen.

„Ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben — sagte er — einmal auf längere Zeit nach Hessen zurückzukehren, denn wie mir in meiner spätern Zurückgezogenheit kein Ort so lieb geworden ist, wie Florenz, so ist mir aus den geräuschvollen Tagen meiner Jugend kein Ort so lebendig im Gedächtniß geblieben wie Cassel mit seiner lieblichen Umgebung. Die Revolution hat wohl auch dort Vieles geändert seit vorigem Jahre?“ fragte Jérôme.

— Im Grunde sehr wenig — erwiderte ich —; nur einige Personen haben gewechselt; die Dinge sind im Ganzen dieselben geblieben. —

„Ein Glück für die Deutschen — fuhr der Exkönig fort — daß dort die Revolutionen nicht so durchgreifend sind, wie bei uns; Sie würden das nicht aushalten, ein einziges unserer vielen Staatsexperimente, die hier als bloße *fairs pas* betrachtet werden, würde Deutschland zu Grunde richten. Aber die Franzosen sind gewohnt auf Vulkanen zu tanzen; und sie thun es mit einer Grazie und einem Leichtsinne, der nirgends in der Welt seines Gleichen findet.“

— Es könnte sich doch leicht ereignen, daß ihnen der Boden einmal unter den Füßen einbräche! — bemerkte ich.

„Ob das ein so großes Unglück wäre?“ erwiderte Jérôme Napoleon.

Hier wurde unser Gespräch durch den eintretenden Leibarzt unterbrochen, und auch ich breche hier ab, nicht ohne Besorgniß, schon viel zu lang geschrieben zu haben für einen Brief.

A u s B e r l i n .

Berlin, 22. April 1850.

Der große Churfürst und Herr v. Münchhausen. — Ansichten eines Berliner Spitzbuben. — Verwendung der Polizei. — Flußconstabler. — Herr v. Manteuffel und die Freiheit des Individuums. — Der Prophet. — Vor und nach dem März. —

Seit ich den großen Churfürsten das letzte Mal auf der Schloßbrücke gesehen, ist er bedeutend grüner geworden. Naturforscher behaupten, das sei das Schicksal jeder guten Bronzestatue, Politiker dagegen meinen, es sei hier etwas vom Grünanlaufen des Herrn v. Münchhausen im Spiele. Der große Churfürst, sagen sie, hat wie manche kleinere Fürsten das Erröthen verlernt, er muß von seinem erhabenen Piedestale herab so viel Erbärmlichkeiten mitanschauen, wer kann es ihm verargen, daß ihm und seinem Rosse die Galle aus den Eisenporen dringt? Von diesen Berliner Politikern muß man sich aber so weit als möglich fern hal-